

Selbst beobachten.

Wie man werden kann, wenn man unterscheiden lernt.

© Michael Kröger 2011

Vom Zeigen zum Wählen

Wenn man einem Entwicklungspsychologen wie Michael Tomasello¹ glaubt, dann begann die menschliche Kultur einst mit dem Zeigen. Der *Gestus des Zeigens* koordinierte die gemeinsame Aufmerksamkeit einer Gruppe und diente dazu die Aufmerksamkeit auf ein Ziel hin zu lenken.

Heute reicht es natürlich längst nicht mehr mit dem Finger auf etwas zu *zeigen*; wir sind gezwungen, etwas mit Bedacht und aufmerksam *auszuwählen* und im Anschluss daran vor allem das soeben Gewählte von Anderem zu unterscheiden. Und überhaupt ein Sinn für Unterscheidungen zu entwickeln und damit seine aktuelle kulturelle Aktivität zu verfeinern.

Sehen heißt also: jetzt gewählte Unterscheidungen zu gestalten. *Unterscheiden* heißt: durch eigenes Beobachten Anderes anders sehen zu lernen. Ob es sich dabei um ein Werk der Kunst oder um andere Artefakte handelt, lässt sich nicht bestimmen aber auch nicht ausschließen. Alles, was heute formuliert wird, kann dieses u n d jenes darstellen. Heute zählt einzig der Kontext: also *die Stelle, wo* und *die Art und Weise, wie* etwas präsentiert und *der Zeitpunkt, wann* etwas aktualisiert wird, zählt – wenn überhaupt noch etwas zählt.

Unterscheidungen dienen dem augenblicklichen Ausgewählt-Werden. Was man unterscheidet, erzeugt eine Stelle des Unterschieds, deren Form man bezeichnet und eine Präsenz, deren Geistesgegenwart man *jetzt* aktualisieren

¹ „Wir Menschen sind hilfsbereiter als andere Menschenaffen“. Der Psychologe Michael Tomasello.
In: SZ, v. 2. 12 2012, S. 18

kann. Was man hier aufschreibt, be-schreibt eine Distanz, in und mit der man bezeichnet, wie man jetzt schreiben / lesen/denken will – und sich dabei womöglich selbst verändert, indem man mehr über seine Fähigkeiten erfährt. Beobachten heißt lernen, was man unterscheiden und womöglich trotzdem nicht eindeutig formulieren kann.

Fehlersuche

Wo etwa liegt heute der Unterschied zwischen dem, was man *nicht kennt* und dem, was allgemein als *Fehler* bewertet wird. Künstler sind in der komfortablen Lage, aus Fehlern *nicht* lernen zu müssen, sondern mit Fehlern anderer zu spielen. „*Ich lerne mehr aus den Fehlern von Marlene Dumas und Neo Rauch als aus dem was Gerhard Richter richtig macht.*“ bekannte Daniel Richter² kürzlich süffisant in einem ZEIT-Interview. Interessant ist hier nicht, dass der Künstler zwischen Fehlern und Nichtfehlern unterscheidet, sondern dass er den Blick für eine Unterscheidung öffnet, die offensichtlich nicht mehr funktioniert. Künstler orientieren sich offenbar nicht an Fehlern, sondern am (ironischen) Spiel mit Fehlern – und aus den Effekten, die aus diesem Spiel entstehen

Sich selbst begegnen

In der Kunst der Moderne weiß der Betrachter oft nicht genau, ob das Kunstwerk bereits Teil seines Betrachter-Selbst oder ein noch unbekanntes Selbst Teil eines offenen Kunstwerks ist. Einem *Kunstwerk* begegnen kann heißen: Etwas in seinem Leben nicht mehr vergessen können. Ein *Werk als Werk* zu machen oder zu beobachten, kann den Betrachter – *verändern*. Und dann ahnt der Betrachter womöglich: Etwas lebt in mir und etwas wird mich

² „Ich bin Daniel Rubens“. Ein Gespräch mit Daniel Richter. DIE ZEIT, v. 22. 09. 2012, S. 51.

überleben. Ein Werk, das mir diese Botschaft hinterlässt, ist mir hier und jetzt *begegnet*.

Begegnen heißt eine eigene Form der Präsenz entwickeln. Etwas oder jemandem begegnen könnte auch heißen, sich in etwas – einen Blick, eine Geste, einen Moment – zu verlieben. Oder sich gerade noch daran zu erinnern: Der Nachteil einer *Begegnung* ist seine historische Verspätung. Erst später wird man erkennen, was man damals, also jetzt, in seinem Leben nicht mehr wird vergessen können. Und zukünftig, also im soeben gerade vergangenen Moment, wird sich sowieso alles verändert haben.

Kennen und Nichtkennen - Eigenes formulieren lernen

Sehen heißt also auch Schlussfolgerungen aus dem bisher Erfahrenen zu ziehen: jetzt noch nicht zu wissen, was man demnächst noch wird unterscheiden können. Klugheit kann man - scheinbar - nicht lernen. Man wird klug, indem man ausprobiert, was jetzt geht (und was nicht) – und kann dann auch noch den Weg dokumentieren, *wie* man Formen von Klugheit in seinem Leben erfahren und formuliert hat. Von sich selbst lernen können, heißt: Worte finden für etwas, was wir jetzt nur *so und nicht anders* formulieren können.

Wer etwas, was er *nicht* kennt, mit dem verwechselt, was er längst kennt, der bringt sich selbst um den Genuss etwas Neues dazu zu lernen. Spätestens dann sollte man anfangen, sich Notizen von dem zu machen, was man gerade macht.

Etwas im richtigen Moment *nicht* (oder nicht genau) kennen, kann auch ein Geschenk sein. Die blinden Flecken, die jedes Leben und jedes Wissen von Beobachtern unweigerlich mit produzieren, kann man nicht ausschalten aber

man kann davon erzählen, wie es ist und was geschieht, wenn man einem Unsichtbaren hinter dem Sichtbaren zur Darstellung verhelfen will.